



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XVI. Die Geschichte eines Verdachtes.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

XVI.

Die Geschichte eines Verdachtes.

„Das böse Weib! . . . O, das böse Weib! . . . wiederholte René immer wieder, als er die Theaterstiege herab-eilte; plötzlich vernahm er den lauten Ruf einer Stimme: „Es wird begonnen!“ — Er zitterte, die Beine versagten ihm den Dienst und er stellte sich die Frage: „Was hat sie nur gegen mich?“ Er hatte nämlich nicht begriffen, daß er für Colette eine Viertelstunde lang die Stelle Claude's vertreten. Vielleicht hatte sie nur jene Schadenfreude geleitet, welche die Geliebten unserer Freunde zu empfinden pflegen, wenn sie erfahren, daß wir ihnen nicht den Hof machen werden. Die Treue des Mannes dem Manne gegenüber verletzt die Frau immer am tiefsten. „Was habe ich ihr denn gethan?“ wiederholte der Dichter; es gelang ihm eben so wenig diese Frage zu beantworten, als seine Gedanken zu sammeln. Folgeschwere Mittheilungen, welche unvermittelt, plötzlich auf unser Hirn einwirken, verwirren uns gleich einem wuchtigen Schlag, der nach unserem Kopfe geführt wurde. Es tritt für Augenblicke eine starre Betäubung, eine Stauung selbst des Schmerzes ein. René kam erst wieder auf dem Platze des „Palais Royal“, welcher von Wagen wimmelte, zur Besinnung. Die erste Regung machte sich in einem Zornesausbruch wider Claude Luft. „Der unwürdige Freund!“ rief es in ihm. „Wie konnte er mein Geheimniß einer solchen Person verrathen? Und welches Geheimniß überdies! Welche Anhaltspunkte hatte er? Keine als meine erglühenden Wangen und meine Befangenheit, wenn ihr Name genannt ward . . . Das allein hat ihm genügt, um eine Frau, die er kaum kannte, einer Verworfenen preiszugeben, die er öffentlich brandmarkte . . .“

Das Gespräch spiegelte sich Wort für Wort in seiner Erinnerung wieder, jenes nämlich, das er mit Larcher seinerzeit geführt, anlässlich dessen der Lektüre seine keimende Leidenschaft offenbar erkannt. Er sah sich in der Wohnung der „Rue Barenne“ wieder, sah die auf den Möbeln herumliegenden Bürstenabzüge und auch das fahle Gesicht, das in dem Schein der trüben Fenster nur noch fahler aussah. Er sah auch das spöttische Lächeln wieder, welches jenen cynischen Mund umspielte, als er gefragt hatte: „So, so! Sie sind also nicht verliebt!“ Auch des flüchtigen Zögerns gedachte er, welches diesen Mund verschloß, nachdem er, René, die Frage gestellt hatte: „Sie wissen also etwas über jene Frau? . . .“ Er vergegenwärtigte sich mit derselben Lebendigkeit auch noch manch' andern Umstand, der mit diesen Bildern im Zusammenhang stand. Er vernahm die Stimme Susannens, welche schon bei der dritten Begegnung ihm gegenüber die Bemerkung gemacht hatte: „Ich bin Ihrem Freunde Larcher nicht sympathisch, ich weiß das.“ Hatte sie nicht erst diesen Morgen abermals diesem Argwohn Ausdruck gegeben? Ja, sie war wohl im Recht, wenn sie diesem Menschen mißtraute. Wenn er sie nur allein des Einverständnisses mit ihm angeklagt hätte! Aber nein, er hatte ja sogar jene andere, schmutzige Beschuldigung gewagt, daß sie von Desforges ausgehalten werde! . . . Nicht der Zweifel an der Reinheit seiner Göttin war es, welcher diesen Gedanken für den Dichter unerträglich gestaltete, bewahre! Er fühlte nur, daß Colette's Behauptung, Larcher habe ihr diese Lügen vermittelt, richtig war. Damit nun der Lektüre so entsetzliche Dinge verbreiten konnte, mußte er dieselben aus anderem Mund vernommen haben. Da Susanne zweimal darauf bestanden hatte, zu erfahren, in welcher Weise Claude über sie gesprochen, so mußte sie von der schändlichen Verläumdung, welcher sie zum Opfer gefallen war, Kenntniß haben! René sah im Geiste Desforges wieder, dem er einmal bei Susannen begegnet war; jenen alten Stutzer mit der Haltung eines pensionirten Offiziers, mit der rothen und doch eigentlich verwitterten Gesichtsfarbe, mit den graumelirten Haaren . . . Und sie! Er sah sie vor sich, wie sie ihm noch an diesem Morgen erschienen war, so blond, so weiß, so zart, mit den unschuldigen Kinderaugen und jener Bornehmheit im Wesen, die selbst den leidenschaftlichsten

Liebkosungen einen idealisirenden Beigeschmack gab. Und dieses Weib wagte man durch eine solche Gemeinheit zu beschmutzen! „Die Welt ist schlecht!“ seufzte René ganz laut, „und Claude . . .“ Daß er gerade für diesen so aufrichtige Zuneigung empfunden, und daß gerade dieser, sein liebster Freund, wie ein Verräther an Susannen handeln mußte! Welcher Contrast mit dem holden Engel, der, als er davon erfahren, kein anderes Wort gesprochen als: „Ich habe ihm verziehen! . . .“ Und sie hatte jedesmal, wenn von Claude die Rede gewesen war, sein Talent gelobt, seine Fehler beklagt! Plötzlich entsann sich René jenes andern Ausspruches seiner Madonna: „Es ist doch kein Grund, sich an „andern“ Frauen dadurch zu rächen, daß man ihnen auf gut Glück den Hof macht. Ich hatte nahezu Ursache, böse zu sein, als ich eines Tages bei Tisch zufällig neben ihn zu sitzen kam, . . . „Da haben wir den Grund!“ sagte sich der junge Mann zornig, „er hat ihr den Hof gemacht, sie hat ihn zurückgewiesen, nun schmäht er sie . . . Das ist zu abscheulich! . . .“ René war, in diese grausamen Betrachtungen vertieft, bis zum Opernplatz zurückgekehrt, war dann mechanisch nach rechts eingebogen und auf diese Weise nahezu willenlos auf dem Boulevard zurückgekehrt. Bitterkeit und Verachtung widerstrebten dieser edel veranlagten Natur dermaßen, daß diese Regungen auch jetzt in unbegrenzte Ergebung und Zärtlichkeit für jene Frau schmolzen, die er so innig liebte, so aufrichtig bewunderte, und welche der hinterlistige Claude, die rachsüchtige Colette so schlecht behandelten. Womit mochte dieselbe im Augenblick wohl beschäftigt sein? Sie saß dort in der Loge des Gymnase-Theaters, wohin der Wille ihres Mannes sie getrieben hatte, Melancholie erfüllte sie, deren Ursache ihre gegenseitige Liebe war. Kaum aber, daß er ihr Bild herauf beschworen, so erfaßte ihn schon das unabweisliche, instinktive Verlangen, sie in Wirklichkeit wieder zu sehen. Er hielt einen Wagen an, der vorbeiführ, und nannte ihm das Theater, das er aufsuchen wollte. Er hatte sich schon oft, wenn er gewußt, wohin Susanne gegangen, versucht gefühlt, demselben Ort zuzueilen! Doch hatte er dieser Versuchung immer widerstanden, weil er Bedenken empfand, Etwas in ihrer Abwesenheit zu thun, was er in ihrer Gegenwart zu unterlassen versprochen. Ueberdies gefiel sich

seine Phantasie in dieser vollständigen Trennung der beiden Susannen — jener, welche der Welt angehörte, und jener, die sein war; vor Allem aber fürchtete er den Anblick Paul Moraines'. Er hatte „Fanny“ gelesen und glaubte, er müßte vor entsetzlicher Eifersucht sterben. Ein analysirender Schriftsteller gleich Claude hätte diese Begegnung mit dem Ehemann gesucht und zwar deshalb, um sich diese neue Wunde zu schaffen und dieselbe dann mit dem Vergrößerungsglas zu untersuchen. Dichter jedoch, bei denen die Poesie nicht in Corruption und falsche Vorstellungen ausgeartet ist, besitzen einen gewissen Instinkt, welcher sie veranlaßt, ähnlichen Erfahrungen aus dem Wege zu gehen. Sie achten das Schönheitsgefühl, das sie erfüllt. Während der Wagen dem Boulevard „Bonne Nouvelle“ zueilte, erinnerte sich René all' der Motive, denen er einst gewissenhaft Rechnung getragen. Doch hatten Colette's Aeußerungen immerhin lebhafter auf ihn gewirkt, als er sich's gestehen mochte und konnte. Er hatte eine häßliche Vision gehabt. Dieselbe würde wiederkehren, das empfand er; auch daß Susannens Gegenwart das sicherste Schutzmittel wider diese Wiederkehr sei. Verliebte sind eben solchen unvernünftigen Regungen unterworfen; es ist eine Wirkung des Herzens, in welchem der instinktive Erhaltungstrieb der Gefühle ebenso lebendig ist, wie der Trieb zum Leben in uns Allen.

Der Wagen rollte dahin und René fing an mit dem Ungehorsam zu unterhandeln, welchen er dem Uebereinkommen mit seiner Freundin entgegensetzte. „Aber sie wäre gewiß die Erste, die, wenn sie hörte, was ich vernommen, mir zuriefe: komm selbst und lies in meinen Zügen! Ich will sie ja auch nur für eine Viertelstunde wiedersehen und mich dann, von jeglicher Befudelung rein gewaschen, zurückziehen . . . — „Und der Ehemann?“ — „Dem muß ich früher oder später ohnedem begegnen, und dann ist er es ja nicht mehr! . . .“ Frau Moraines hatte es nicht unterlassen, ihrem Liebling diese sonderbarste aller Lügen aufzutischen; die verheiratheten Geliebten thun es meist, und dieselbe beruht ja manchmal auf Wahrheit, weil eben jede Frau unberechenbar ist, was am deutlichsten aus Ehescheidungsprocessen erhellt. René war in Folge der zarten Rücksichten, welche Susanne an den Tag gelegt, um selbst seiner geheimsten, unberechtig-

sten Eifersucht Rechnung zu tragen, doppelt empört über die Verleumder dieses himmlischen Wesens.

„Dieses Weib die Geliebte Desforges'? Und weshalb eigentlich? Um des Geldes Willen? Welcher Blödsinn! Sie, die Tochter eines Ministers, die Frau eines klugen Geschäftsmannes! Nein, dieser Claude! Wie konnte er es nur wagen! . . .“

Der Aufruhr all' dieser Gedanken legte sich, als der Augenblick gekommen war zu handeln, d. h. als der Wagen vor dem Thor des Theaters hielt. Er wollte um keinen Preis von Susannen bemerkt werden. Er blieb daher für Augenblicke auf den Stufen stehen und überlegte. Der Act war zu Ende, denn die Zuschauer strömten in hellen Haufen heraus. Dieser Umstand gab dem Dichter den Gedanken einer sehr einfachen List ein, um seine Geliebte unbemerkt sehen zu können; er wollte eine Karte lösen, welche ihm das Recht gab, einzutreten, dann den Zwischenact benutzen, um von den Gängen aus, welche zu den Orchester- oder Balcon-figen führen, den Saal zu übersehen, und dann erst, wenn er die Loge Susannens gefunden, einen Sitz kaufen, von welchem aus er sich in vollster Sicherheit an ihrem Anblick weiden konnte. Es berührte ihn unangenehm, gleich beim Eintritt in das Theater einem Stutzer, den er bei Gräfin Komof getroffen, dem jungen Marquis de Hère nämlich, zu begegnen; derselbe trug einen Strauß von Maiglöckchen im Knopfloch, balancirte seinen Salonstock in der Hand und trällerte dazu die damals volksthümliche Arie aus den „Cloches“: „Welche Schiffbrüche auf meinen Reisen“; er that es aber mit so leiser Stimme, daß er selbst sich kaum hören konnte. Er streifte René, ohne ihn jedoch zu erkennen oder vielleicht, gleich Salvaney, erkennen zu wollen. Aber schon war der Dichter bis zum Orchester vorgedrungen. Er brauchte nicht lange im Saal zu suchen. Frau Moraines befand sich in der dritten Parterreloge von der Bühne aus, ihm fast vis-à-vis. Sie saß allein im Vordergrund, zwei Männer im Hintergrund der Loge; einer von ihnen war noch jung, ein schöner Bursche mit dichtem Schnurrbart, gebräunter Gesichtsfarbe, es mußte der — Mann sein. Der Andere aber . . . Warum hatte der Zufall — denn nur ein solcher konnte es sein — jenen Mann gerade heute in die Loge ge-

führt, heute, wo die verächtliche Colette Susannen feinet-
 halben verleumdet hatte? Ja, es war Desforges, der sich
 auf dem Sessel, der hinter Frau Moraines stand, breit machte.
 Der junge Mann hatte sofort das energische Profil des
 Barons erkannt, seine hellbraunen Augen in dem kupfrigen
 Gesicht, die von nahezu völlig gebleichten Haaren umrahmte
 Stirne, den noch blonden Schnurrbart. Warum machte es
 René einen schmerzlichen Eindruck, zu sehen, wie dieser alte
 Stutzer vertraulich mit Susannen sprach, während diese sich
 ihm zugewendet, fächelte; Moraines musterte inzwischen
 mit einem Opernglas die Logen. Weshalb empfand René
 plötzlich so heftigen Schmerz, daß er sich rasch aus dem Gang
 zurückziehen mußte? Weil nämlich, seit er das Glück gehabt,
 der jungen Frau in dem Salon Komos zu begegnen, zum
 ersten Mal sein Argwohn rege geworden. Welcher Argwohn?
 Es wäre ihm unmöglich gewesen, denselben in Worte zu
 kleiden. Und doch? . . . Als Susanne ihm des Morgens
 von dem Theaterabend im Gymnase gesprochen, hatte sie
 gesagt: „Ich gehe allein mit meinem Mann dahin . . .“
 Was hatte sie bewogen, die Wahrheit dermaßen zu umgehen?
 Dieser Umstand konnte jedoch unmöglich eine ernstere Be-
 deutung haben. Immerhin bleibt Lüge — Lüge, sei sie nun
 groß oder klein. Vielleicht war übrigens Desforges nur zu-
 fällig, während des Zwischenaktes, zu Besuch in der Loge.
 Diese Deutung war so einleuchtend, daß René sich alsbald
 mit derselben zufrieden gab. Er kehrte an die Kasse zurück
 und ließ sich eine Karte links, für einen rückwärtigen Orchester-
 sitz geben. Er hatte erwogen, daß er von diesem Platz aus
 die Loge der Moraines ungehindert beobachten könne . . .
 Der Saal füllte sich wieder, die drei Schläge ertönten, der
 Vorhang ging auf. Desforges verließ die Loge nicht. Er
 behielt seinen Posten im Hintergrund und tauschte leise Be-
 merkungen mit Frau Moraines . . . Weshalb sollte er das
 aber nicht thun? Konnte seine Anwesenheit nicht aus tausend
 Gründen ganz natürlich zu erklären sein? Mußte Susanne
 denn gelogen haben? Konnte nicht Moraines ihn, ohne das
 Vorwissen seiner Frau, eingeladen haben? Er sprach vertrau-
 lich mit der Letzteren, sie antwortete in derselben Weise. Aber
 war René ihm denn nicht bei ihr begegnet? Spricht nicht jeder
 Mann von Welt im Theater mit einer Dame? Beweist das eine

strafbare, ehebrecherische Verbindung zwischen ihnen? So schlußfolgerte der Dichter, und diese Betrachtung wäre ihm geradezu unanfechtbar richtig vorgekommen, wenn er auf dem Gesicht Frau Moraines' auch nur einem Anflug jener Melancholie begegnet wäre, die er zu finden erwartet hatte. Sie kam ihm aber in dem schwarzen Spitzenkleid und dem hellen Hut im Gegentheil vollkommen heiter und zufrieden vor, ohne jedweden traurigen Hintergedanken. Sie belachte in unbefangenster Weise die in dem Stück vorkommenden Scherze, ihre Augen leuchteten, da sie wechselweise mit einem der beiden Herren redete, in ungekünsteltem Frohsinn; dabei naschte sie mit so reizendem Wohlbehagen verzuckerte Früchte, welche in einer Schachtel vor ihr standen, daß man unmöglich hätte vermuthen können, daß sie heute früh eine Wallfahrt an den Ort ihrer geheimsten Liebe unternommen! Die Aufregung des Stelldicheins hatte auf diesem vor Frivolität strahlenden Gesicht so gar keine Spur hinterlassen, daß René kaum seinen Augen zu trauen wagte. Hatte er doch erwartet, sie völlig anders zu finden. Auch der Ehemann mit dem männlichen, leutseligen Ausdruck entsprach dem finstern, mürrischen, verschlossenen Menschen nicht, den der leichtgläubige Geliebte, den Mittheilungen seiner Freundin zu Folge, zu sehen erwartet hatte. Der Unglückliche war in das Theater geeilt, um volle Beruhigung über die Aeußerungen Colette's zu finden, seine Unruhe hatte sich jedoch nur noch gesteigert, als er in die „Rue Coëtlogon“ zurückkehrte.

Es wird oft behauptet, daß man nur wenige Freunde behielte, falls man diejenigen, denen man diesen Beinamen giebt, in ihren Gesprächen über uns belauschen könnte. Weit klüger aber ist es noch, wenn man die Frau, welche man liebt, nicht zu ergründen versucht. René hatte eben diese Erfahrung gemacht; er war jedoch von seiner Madonna zu sehr eingenommen, um sich gleich bei dieser ersten Vision über die Doppelzüngigkeit derselben klar zu werden. „Was ist denn weiter dabei?“ sagte er sich, als er am nächsten Morgen erwachte und sich in unbehaglichster Stimmung auf seinem Kopfpolster wiederfand, „sie war gestern Abend eben guter Laune. Ich bin doch ein rechter Egoist, ihr daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Baron Desforges hatte sich in ihrer Loge aufgehalten, obwohl sie mir gesagt, daß

sie das Theater mit ihrem Mann allein besuchen werde? Sie wird diesen Widerspruch bei unserer nächsten Zusammenkunft aufklären. Das Aeußere ihres Mannes entspricht nicht seinem innern Wesen? Trügt das Aeußere denn nicht sehr oft? Hat nicht sogar Claude Larcher mich hintergangen? Er mit den offenen Zügen und seiner beispiellosen Aufopferung mir gegenüber, deren er sich dann wieder nicht zu erinnern scheint! . . . Und zuletzt dann dieser niedrige Verrath! . . .“ Die ganze Grausamkeit der am Vorabend durchlebten Gefühle verwandelte sich neuerdings in noch entschiedenere Wuth gegen den Urheber dieses böswilligen Geschwäzes, gegen die Veranlassung zu diesem Kummer. René verkannte jetzt in dem Uebermaß seiner Ungerechtigkeit sogar die unbestritten guten Eigenschaften des Freundes, der sein Beschützer gewesen: seine entschiedene Selbstlosigkeit, die Gabe, sich ohne persönliche Bedenken Andern zu widmen, seine literarische Reidlosigkeit. Er erwies Claude nicht einmal die Ehre, anzunehmen, daß er sich Colette gegenüber ohne hinterlistige Absicht, bloß leichtsinnig unbedacht geäußert. Der Geliebte Susannens konnte unmöglich einem Manne befreundet bleiben, der sich über jene Frau ausgesprochen, wie Larcher es gethan. Das wiederholte René sich unablässig. Als er aus der Bibliothek heimgekehrt, wo ihm das Arbeiten völlig unmöglich gewesen, da setzte er sich an seinen Schreibtisch, um dem Bösewicht einen jener Briefe zu schreiben, welche man nie mehr verzeiht. Dann überlas er denselben. Er vertheidigte Frau Moraines in dem Schriftstück mit der ganzen, von leidenschaftlicher Liebe eingegebenen Offenheit, trotzdem er jetzt mehr denn je Claude gegenüber das Geheimniß seines Herzens verschweigen wollte.

„Wozu soll ich ihm schreiben?“ dachte er dann wieder, „ich werde ihm meine Meinung sagen, wenn er heimkehrt. Das ist würdiger.“

Er war gerade im Begriff, den gefährlichen Brief zu vernichten, als Emilie wie üblich vor Tisch noch bei dem Bruder eintrat, um denselben über die Fortschritte in seiner Arbeit zu befragen. Sie las mit der Frauen natürlichen Neugierde die auf dem Couvert geschriebene Adresse:

„Ist Claude in Venedig? Und hat er Dir Nachricht gesendet?“

„Nenne diesen Namen nie mehr vor mir,“ antwortete

René, der dabei den Brief in ungekünstelter Wuth zerknüllte.

„Seid Ihr denn böß aufeinander?“ fragte Frau Fresneau, die für Larcher dankbare Verehrung empfand.

„Wir sind geschiedene Leute,“ erwiderte René, „nur frage nicht weshalb . . . Er ist ein treulofer Freund.“

Emilie schwieg. Sie konnte sich über den Tonsall ihres Bruders nicht täuschen. Er litt, und sein Haß gegen Larcher war ein aufrichtiger; da er jedoch die Veranlassung dieser Regung verschwieg, so mußte sie wohl annehmen, daß dieselbe in anderen als literarischen Differenzen zu suchen sei. Durch eine jener Offenbarungen, welche leidenschaftlicher Hingebung entspringt, errieth Emilie, daß die beiden Schriftsteller sich wegen jener Frau gezanft haben mußten, deren Namen René nie mehr vor der Schwester aussprach; wegen jener Frau Moraines, welche sie derzeit aus denselben Gründen zu hassen anfang, aus denen sie dieselbe früher geliebt. Sie bemerkte, daß ihres Bruders Wangen seit Monaten schmaler wurden, seine Augen blau gerändert waren und er blaß und ermüdet aussah. Sie errieth trotz aller Unverdorbenheit alsbald den thatsächlichen Erklärungsgrund hierfür und überdachte denselben, während sie den „Savonarola“ abschrieb, wie einst den „Sigisbée;“ und obwohl sie für die Begabung ihres Bruders blinde Bewunderung empfand, so schloß sie denn doch aus verschiedenen Anzeichen, daß es ihm im Augenblick nicht so leicht wurde zu arbeiten, als einst. Sie folgerte dies sowohl aus der Anzahl von Versen, die er täglich verfaßte, als auch aus der häufigen Umarbeitung der Scenen, ja sogar aus der Schrift, die minder entschieden aussah. Die breite, frische Quelle der Dichtung, aus welcher der „Sigisbée“ entsprungen, war nunmehr versiegt. Welche Veränderung war denn in René's Leben vorgefallen? Eine Frau hatte dessen Kreise gestört. Und so schrieb denn Emilie dieser Frau die augenblickliche Trübung seiner geistigen Produktionskraft zu. Sie ging noch weiter, sie machte der gefährlichen Unbekannten sogar die Leiden der armen Rosalie zum Vorwurf. Sie übersah in einer Art Sinnestäuschung den Antheil, welchen sie selbst an dem Bruch ihres Bruders mit der kleinen Offarel hatte. Heute schrieb sie Frau Moraines auch das Zerrwürniß zu mit dem besten, dem er-

gebensten Freund, welchem sie, die treue Schwester, den Vorzug gab vor allen Andern, weil sie dessen Verlässlichkeit erprobt.

„Wie muß das nur zugegangen sein, da Claude abwesend ist? . . .“ überlegte sie.

Sie bemühte sich, dieses Geheimniß zu ergründen, während sie ihren vielseitigen Pflichten oblag, Constant Wiederholungsstunden gab, des guten Fresneau Rechnungen prüfte und Falte für Falte René's Wäsche musterte. Der Letztere hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen, wo Alles ihn an Susanne erinnerte, und erwartete in fieberhafter Aufregung den Tag ihrer nächsten Zusammenkunft. Er machte jenen entsetzlichen Proceß durch, den die Verläumdung hervorruft, und welcher einem Vergiftungsproceß völlig ähnlich ist. Man kommt und geht, man fühlt sich in Folge dumpfer, schmerzlicher Unruhe krank und gebrochen. Inzwischen gährt das Virus im Blute, um sich plötzlich in einem elementaren Ausbruch Luft zu machen. Der junge Mann glaubte zwar noch immer nicht an die von Colette geäußerten schändlichen Anschuldigungen; da er jedoch fortwährend damit beschäftigt war, dieselben zu bekämpfen, zu verwerfen, so gewöhnte er allmählig seinen Geist, an dieselben zu denken. Er hatte, als Colette mit ihm gesprochen, die Möglichkeit ähnlicher Niedertracht gar nicht zugegeben; nun begann er schon, dieselbe in Erwägung zu ziehen, hielt sich vorerst aber noch an die Beweise der Aufrichtigkeit, welche ihm Susanne gegeben, um nicht völlig in den Abgrund entsetzlichen Mißtrauens und entehrender Eifersucht zu stürzen. Und wie ward ihm nur zu Muthe, da er bei dem ersehnten Stellbichlein zu der zweifellosen Gewißheit gezwungen wurde, daß Susannens Aufrichtigkeit nicht jene war, an welche er geglaubt! Er war in die „Rue des Dames“ gekommen mit dem Ausdruck vollkommenster Bekümmerniß, und es war seiner Geliebten sofort aufgefallen. Auf ihre zärtliche Frage: „Was ist Dir? . . .“ hatte er die Ungerechtigkeit eines Zeitungsartikels vorgeschützt. Dann aber schämte er sich fast dieser unschuldigen Ausrede, weil Susanne mit so viel Innigkeit hinzufügte: „Du großes Kind Du, ohne Erfolg hättest Du auch keine Feinde.“

„Laß' uns von Dir sprechen . . .“ hatte er geantwortet,

und mit Herzklopfen fragte er weiter: „Was hast Du Alles unternommen, seit wir uns nicht gesehen? . . .“

Hätte Susanne ihn in diesem Augenblicke beobachtet, sie hätte bemerken müssen, daß er ihr diese Frage in ängstlicher Aufregung stellte. Es war eine Falle, die er ihr stellte, eine unschuldige, naive, aber immerhin eine Falle. Der Verdacht hatte diesen begeisterten Geliebten in dreimal vierundzwanzig Stunden zum Mißtrauen gedrängt. Susanne befand sich René gegenüber in derselben Lage, wie Desforges und sie. Sie konnte nicht annehmen, daß René in einer seinem Charakter so gar nicht entsprechenden Weise handeln werde. Wie hätte sie vermuthen sollen, daß dieses Kind sie zu überlisten trachtete!

„Was ich unternommen?“ antwortete sie. „Nun denn, ich bin lezt hin mit meinem Mann im Gymnase-Theater gewesen. Wir haben uns glücklicherweise nichts mehr zu sagen, so konnte ich denn den ganzen Abend lang ungehindert in Sehnsucht Dein gedenken. Man ist mit Paul wirklich ganz allein . . . Du klagst über die Mühseligkeiten Deines Künstlerlebens! Wenn Du nur erst die meinigen, jene einer Dame der großen Welt kennen würdest! Das Unbehagen dieser fortgesetzten Jagd nach dem Vergnügen, und die Langeweile des Beieinanderseins zu Zweien!“

„Also Du hast Dich im Theater gelangweilt?“ fuhr René fort.

„Du warst ja nicht dabei,“ sagte sie lächelnd und blickte ihn dabei an. „Was ist Dir, mein Lieb?“ Sie hatte an René bisher noch niemals einen so verbitterten, nahezu harten Ausdruck wahrgenommen wie jetzt.

„Ach, laß doch, es ist noch immer der kindische Zorn wegen jenes Artikels,“ erwiderte René.

„Derselbe muß also sehr arg gewesen sein? Wo ist er denn erschienen?“ fragte sie weiter, denn der Instinkt der Courtisane war in ihr erwacht; als der solchermaßen in die Enge getriebene Dichter stammelte: „Es lohnt nicht der Mühe, daß Du denselben liest,“ da zweifelte sie keinen Augenblick mehr, daß er etwas wider sie auf dem Herzen habe. Schon wollte ihr die Frage: „Man hat mich offenbar bei Dir verleumdete . . .?“ entchlüpfen. Ihr tief diplomatischer Verstand war jedoch mit dieser ersten Regung im Zwiespalt. Es

wäre ja ein offenes Geständniß, wenn man dem Mißtrauen vorgriffe. Unschuldige sind ahnungslos. Man mußte bloß zu erfahren trachten, mit wem René seither verkehrt, um daraus schließen zu können, wer über sie geredet haben konnte.

„Bist Du bei Fräulein Rigaud gewesen?“ fragte sie unbefangen.

„Ja wohl,“ antwortete René, der die Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte, in welche diese Frage ihn versetzte.

„Und sie will natürlich dem armen Claude verzeihen, nicht wahr?“ fuhr Susanne fort.

„Nein, sie thut es nicht,“ meinte er kurz. „Sie ist ein abscheuliches Weib,“ setzte er in so erbittertem Ton hinzu, daß Frau Moraines sofort einen Theil der Wahrheit errieth. Die Schauspielerin mußte René von ihr gesprochen haben. Wieder erfaßte sie das Verlangen, ein Geständniß hervorzurufen. Das sicherste Mittel zu diesem Zweck sei, so meinte sie, vorerst berauschend auf die Sinne des Geliebten zu wirken. Sie wußte ja nur zu gut, wie widerstandslos der Mann gegen die Fluth der Aufregung ist, in die sein Herz durch Zärtlichkeiten versetzt wird. Sie schloß René's Mund mit einem langen Kuß. Sie gewahrte das Aufflackern des dunkeln Wunsches in seinen Augen, jenes Wunsches, welchen sinnliche Ueberreiztheit erzeugt. An der stummen Gluth, mit welcher René ihren Kuß erwiderte, an der fast brutalen Art, mit welcher er ihrer begehrte, konnte Susanne nur noch deutlicher ersehen, wie sehr er gelitten haben mußte; gelitten im Gedanken an sie. Rasch gefaßt, fragte sie daher:

„Welchen Kummer hat man Dir bereitet, den Du mir nicht mittheilen willst?“

„Ach! wenn sie diesen Satz gleich im ersten Augenblick ihres Beisammenseins ausgesprochen, dann hätte René nicht den Muth gehabt, zu schweigen. Er hätte ihr unter tausend Thränen und Küßen von seiner Unterredung mit Colette Mittheilung gemacht. Leider hatte er aufgehört, durch jene Unterredung zu leiden. Was ihn jetzt schmerzte, war, daß er sie, seinen Abgott, auf einer Lüge ertappt. Ja, sie hatte ihn belogen; er konnte schlechterdings nicht mehr daran zweifeln. Sie hatte behauptet, mit ihrem Mann allein im Theater gewesen zu sein, es war unrichtig; daß sie verstimmt

gewesen, auch das war falsch. Konnte er aber trotzdem diese zärtliche, besorgte Frage mit der förmlichen, unwiderruflichen Anklage beantworten? Es war ihm unmöglich, diese Energie aufzubringen, und er zog sich aus der Verlegenheit, indem er die frühere Antwort wiederholte. Susanne blickte ihn an und er mußte die Augen senken. Sie seufzte: „Armer René!“ Und da die Trennungsstunde geschlagen, setzte sie ihre Erforschung nicht weiter fort.

„Nächstesmal wird er selbst mir Alles sagen,“ überlegte sie und entfernte sich; doch beunruhigte sie dieses Schweigen denn doch unwillkürlich. Sie liebte den jungen Mann wirklich, wenngleich in anderer Weise, als sie betonte. Sie betete in ihm vor Allem den physischen Geliebten an; aber so verderbt sie auch durch ihr Leben und durch die Vorbedingungen desselben war, oder vielleicht gerade wegen dieser Verderbtheit selbst blieb denn doch die Seelengröße und der Edelmuth des Dichters nicht ohne Eindruck auf sie. Sie fand darin jene seltsame Befriedigung, welche seinerzeit Wüstlinge empfunden haben mögen, wenn sie Gottgeweihte verführten. Mußten aber nicht selbst diese physischen Genüsse an jenem Tag aufhören, an welchem der Wolkenschleier der Illusionen zerrissen sein würde, in welche sie den Geliebten künstlich eingehüllt? Und Jemand hatte es gewagt, gewaltsam diesen magischen Bann zu brechen. Dieser Jemand konnte nur Colette sein. Alles wies darauf hin. Welchen Grund mochte anderseits die Schauspielerin haben, sie zu verfolgen, sie, die ihr nicht einmal dem Namen nach bekannt sein konnte? Colette war die Geliebte Claude's. Und wieder begegnete Frau Moraines jenem Manne, dem sie von Anfang an mißtraute. Damit Colette über sie sprechen konnte, mußte Larcher ihrer Erwähnung gethan haben. Hier verwirrten sich die Gedankenfäden der jungen Frau. Larcher hatte sie niemals mit René gesehen. Der Letztere, das wußte sie durch ihn selbst, und sie schenkte ihm unbedingt Glauben, hatte seinem Freunde keinerlei Geständnisse gemacht. Susanne folgerte: „Ich bin in schlechtes Fahrwasser gerathen.“ Es gelang ihr, trotz aller Anstrengung, nicht, sich zu überzeugen, daß ihr Geliebter thatsächlich ob des angeblichen Zeitungsartikels verstimmt sei. Ihre reizende Intrigue war von irgend einer Gefahr bedroht, das fühlte sie. Dieses Gefühl ward noch lebendiger in Folge

einer Mittheilung ihres Mannes, am Nachmittag, welcher dem Tag folgte, an welchem sie die Verstimmung René's bemerkt. Es war kurz vor 7 Uhr. Susanne befand sich allein und nachdenklich in dem kleinen Salon, in welchem sie die ersten Fäden um den jungen Mann gesponnen; dieselben waren so fein und zart wie jene, in welchen die Spinne eine Fliege fängt. Es hatten gegen 5 Uhr mehr Leute als sonst bei ihr vorgesprochen, unter Andern auch Desforges, der nicht lange geblieben. Paul Moraines kehrte heim, er schien lebhaft angeregt und heiter wie immer, er faßte sie um die Taille, sie hatte sich erhoben:

„Einen Kuß,“ sagte er und umarmte sie. „Zwei Küsse,“ und er umschlang sie nochmals, „um mich für meine Folgsamkeit zu belohnen. . . Ja,“ meinte er, Susannens stumme Frage beantwortend, „ich komme soeben von Frau Komof, wo ich den Besuch gemacht, welchen ich derselben so lange schon schuldete. Weißt Du, wem ich dort begegnet bin? . . . Rathe! . . . René Vincy, dem jungen Dichter. Ich kann nicht begreifen, weshalb er Desforges mißfallen. Er ist ja ein ganz netter Junge. Er gefällt mir ganz besonders. . . Wir haben lange miteinander geplaudert. . . Ich habe ihm versichert, daß Du Dich freuen wirst, ihn wieder zu sehen. Habe ich recht daran gethan?“

„Sehr recht, allerdings,“ erwiderte Susanne; „wem bist Du bei der Gräfin außerdem begegnet?“

Während ihr Mann nun die Menge bekannter Namen aufzählte, überlegte sie: „René ist zu Frau Komof gegangen. Weshalb das? . . .“ Es war dies seit dem Bestand ihrer heimlichen Zusammenkünfte sein erster Ausgang in die Welt. Seiner Freundin gegenüber hatte er geäußert: „Ich möchte hinieden nur Dich und meine Arbeit haben. . .“ Und nun hatte er diesen Besuch, der so ganz außerhalb seiner Lebenseintheilung lag, gemacht, ihr aber denselben verschwiegen, ihr, die er sonst von den unbedeutendsten Unternehmungen im vorhinein in Kenntniß setzte. Und René war Paul begegnet, der wohl gar nicht der Beschreibung entsprochen haben konnte, die er ihr, dessen Frau, verdankte. Es bemächtigte sich Susannens eine Verstimmung wider diesen braven Jungen, welcher den Fehler begangen, die Gräfin zu besuchen und dort mit René zusammen zu treffen; sie sagte ihm daher in

gereiztem Ton: „Ich bin überzeugt, daß Du Crucé noch immer nicht wegen der Alençon geschrieben . . .“

„Du bist im Unrecht, ich habe ihm geschrieben,“ antwortete Moraines, „und Du wirst dieselben bekommen.“ Es handelte sich in diesem Falle um alte Spitzen, von denen dieser Sammler Susannen gesprochen und welche letztere sich von ihrem Manne schenken lassen wollte. Sie verlangte von Zeit zu Zeit ähnliche Geschenke von ihm, deren Rechtmäßigkeit es ihr dann ermöglichte, ihren Freundinnen gegenüber Staat zu machen, indem sie bemerkte: „Paul ist so aufmerksam mit mir. Sehen Sie nur das schöne Geschenk, das er mir lezthin gemacht hat . . .“ Sie vergaß aber hinzuzufügen, daß das dazu erforderliche Geld meist von Desforges herrührte, natürlich in indirekter Weise. Obwohl der Baron nur insoweit Geschäfte machte, als ihm dies die völlig geordnete Verwaltung seines Vermögens gestattete, so unterließ er es doch niemals, jene Gelegenheiten zu benutzen, die sich ihm mit nahezu apodiktischer Sicherheit ergaben. Er ließ dann auch Moraines in freundschaftlicher Weise daran Theil nehmen. So hatte denn auch jüngst die Nordbahngesellschaft, deren Verwaltungsrath Desforges war, eine Locallinie zurückgekauft, die man für entwerthet gehalten. Rechtzeitig verständigt, hatte Paul auf Grund des plötzlichen Steigens besagter Actien einen Gewinn von 30,000 Francs erzielt, der zum Theil dazu verwendet wurde, die erwähnten Spitzen zu erstehen. Dieser Operationsplan hatte sogar zwischen René und der jungen Frau eine komische Scene verursacht. Sie hatte René anlässlich einer ihrer Zusammenkünfte gefragt, welche Summe sein „Sigisbée“ ihm eingetragen, und hinzugefügt: „Wo hast Du dieses Geld angelegt?“

„Ich weiß es nicht,“ hatte René lachend geantwortet, „für die ersten 1000 Francs hat meine Schwester Staatspapiere gekauft, alles Uebrige habe ich ruhig in meinem Kasten liegen lassen.“

„Möchtest Du mir nicht gestatten, auch als Schwester mit Dir zu reden?“ hatte sie erwidert. „Wir haben einen Bekannten, der Verwaltungsrath der Nordbahngesellschaft ist und der uns werthvolle Mittheilungen macht. Willst Du mir versprechen zu schweigen? . . .“ Und sie hatte ihm den ganzen Handel auseinandergesetzt.

„Wenn Du gleich morgen einen Auftrag giebst,“ schloß sie, „so kannst Du gewinnen, so viel Du willst . . .“

„Ich beschwöre Dich, nichts mehr davon zu erwähnen!“ hatte der Dichter erwidert, ihr mit der Hand den Mund schließend; „ich weiß, daß Du aus Liebe zu mir sprichst, aber ich kann und darf Dir nicht gestatten, mir ähnliche Rathschläge zu ertheilen. Ich würde mich kaum mehr achten können.“

Er hatte mit so aufrichtiger Ueberzeugung gesprochen, daß Susanne nicht weiter in ihn zu dringen wagte. Doch war ihr sein Zartgefühl nahezu lächerlich vorgekommen. Aber hätte er anderseits so viel Werth auf die Aufrichtigkeit gelegt, wenn er nicht unbedingt naiv gewesen wäre? Doch ängstigte sie gleichzeitig auch die Jugendfrische dieser Seele. Wie mußte sein edles Herz, das ehrenfeste, sich wider sie empört fühlen, wenn er von den Bedingungen hören sollte, unter denen sie lebte? Der Anstoß hierzu war aber schon gegeben worden. Als sie der verschiedenen gefahrdrohenden Anzeichen gedachte, die sie nach und nach zu bemerken Gelegenheit gehabt: der Traurigkeit René's, seines Zornes wider Colette, seiner Verslossenheit, seiner unvermittelten Rückkehr in die große Welt, da sagte Susanne sich: „Ich hätte gleich eine Aufklärung erzwingen sollen . . .“ Als sie einige Tage nachher in die Wohnung der „Rue des Dames“ zurückkehrte, stand demgemäß ihr Entschluß fest, das Versäumte nachzuholen. Sie bemerkte sogleich, daß der junge Mann heute noch verstimmter, noch verdüsterter war als lezhin; doch vermied sie es klugerweise, gleich beim Kommen seine Befangenheit und seine Kälte zu bemerken. Sie begnügte sich, melancholisch lächelnd zu bemerken: „Ich kann Dir heute einen Vorwurf nicht ersparen, mein René. Warum hast Du mir verschwiegen, daß Du die Gräfin aufsuchen willst? Ich hätte es schon einzurichten gewußt, daß Dir eine Begegnung erspart bleibt, welche Dir sicherlich sehr schmerzlich gewesen sein muß?“

„Schmerzlich,“ antwortete René so ironisch, wie Susanne ihn noch nie gehört. „Herr Moraines war ja überaus zuvorkommend mit mir . . .“ „Ja,“ sagte sie, „Du hast eine Eroberung bei ihm gemacht. Er, der sonst so sarcastisch ist, hat mit einer Begeisterung von Dir gesprochen, die mir in der Seele weh that . . . Hat er Dich nicht auch aufgefördert,

uns zu besuchen? . . . Du kannst stolz sein darauf. Er ist neuen Bekannten gegenüber höchst selten zuvorkommend . . . Mein armer René," fuhr sie fort, ihre beiden Hände auf die Schultern des Geliebten legend und den zur Seite geneigten Kopf auf diese Hände stützend, „wie sehr Du gelitten haben mußt durch diese Zuvorkommenheit!"

„Ja, ich habe in der That ganz entsetzlich gelitten," antwortete René dumpf. Er sah ihr liebliches Gesicht dicht bei dem seinen und erinnerte sich ihres Ausspruches im Louvre vor dem Bildniß der Geliebten Giorgione's: „Wie kann man nur mit einem so engelreinen Ausdruck — lügen! . . ." Und sie hatte ihn dennoch angelogen. Wer bürgte ihm dafür, daß sie es nicht immer gethan? Er hatte, seit Mißtrauen ihn quälte und seit er Paul begegnet war, dem Anprall traurigster Voraussetzungen Stand halten müssen. Der Contrast des von Susannen geschilderten, tyrannischen Mannes mit jenem, der ihn herzlich begrüßt, war zu auffallend gewesen: „Warum hat sie mich in diesem Punkt irregeführt?" hatte René sich gefragt, der eigentlich ohne bestimmten Zweck zu Frau Komof gegangen war, immerhin aber in der stillen Hoffnung, daß er von Menschen derselben Gesellschaftskreise über Susanne werde reden hören. Jene mußten sie doch genau kennen! Leider hatte schon der Umstand, daß er mit Moraines gesprochen, genügt, um ihn neuerdings in einen Abgrund von Zweifeln zu stürzen. Eine Wahrheit offenbarte sich ihm deutlich: Susanne hatte ihren Mann bloß vorgeschützt, um ihn, René, abzuhalten, sie in ihrem Hause zu besuchen. Weshalb? wenn sie nicht wirklich ein Geheimniß zu verbergen hatte. Aber welches Geheimniß? . . . Colette hatte es im vorhinein unternommen, diese Frage zu beantworten und René unter dem Einfluß dieses fürchterlichen Verdachtes einen Plan entworfen, dessen Ausführung sehr einfach war und dessen Erfolg ihm völlig entscheidend vorkam: er wollte des Gatten Aufforderung nützend, Susanne bitten, sie besuchen zu dürfen. Willigte sie darein, so hatte sie nichts zu verheimlichen, sollte sie jedoch ihre Einwilligung verweigern, dann, ja dann? . . . Und der junge Mann, in dem eben wieder jene Gedanken wach wurden, fuhr fort, das angebetete Gesicht zu betrachten, das auf seiner Schulter ruhte.

Jeder ihrer Züge erweckte in ihm neue Träumereien!

Wie unbedingt hatte er diesen frischen hellblauen Augen vertraut! Diese edle Stirne, von welch' edlen Gedanken hatte er dieselbe erfüllt geglaubt! Mit welch' zärtlicher Hingebung hatte er diesem kleinen, schwellenden Mund gelauscht! . . . Nein, was Colette erzählt, konnte unmöglich wahr sein! Wozu aber dieses complicirte Lügen? Wozu diese erste, zweite, diese dritte Lüge? . . . Ja, sie hatte ihn dreimal belogen. Es giebt keine gleichgiltige Lüge. René empfand es deutlich in diesem Augenblick; desgleichen, daß sowohl das Vertrauen als auch die Liebe, dem gewaltigen Gesetz des „Alles oder Nichts!“ unterworfen sind. Sie bestehen, oder aber sie bestehen nicht. Jene, welche sie verloren, wissen das nur zu gut.

„Mein armer René . . .“, wiederholte Susanne. Sie sah, daß er tiefinnerlich verstimmt war, in jenem Zustand tiefster Traurigkeit, in welchem das übergeladene Herz sich unwillkürlich ganz ergießt.

„Ja, sehr arm,“ erwiderte der junge Mann, welchen dieser Beweis von Mitleid im gegebenen Augenblick, wo er so sehr nach demselben verlangte, tief erschütterte; dann sah er ihr fest in's Auge und sagte: „Susanne, ich will lieber ganz offen mit Dir sein, ich habe viel darüber nachgedacht, das Leben, das wir führen, kann so nicht weiter gehen, ich bin zu unglücklich dabei . . . Dasselbe genügt meiner Liebe nicht . . . Es ist zu grausam, Dich heute, morgen nur flüchtig für eine Stunde zu sehen und niemals zu wissen, was Du thust, Dein Leben in keiner Weise zu theilen. . . . Laß mich ausreden . . . Es bestand ein großes Hinderniß, bei Dir empfangen zu werden, Dein Mann nämlich . . . Nun aber, da ich ihn denn doch gesehen, seine Hand gedrückt, nachdem dies Alles geschehen, so erlaube mir auch, aus diesem Umstand, aus dieser Ueberwindung Vortheil zu ziehen . . . Ich weiß, daß, was ich Dir da sage, wenig Stolz verräth, ich bin eben nicht mehr stolz . . . Ich liebe Dich . . . Ich weiß, daß ich im Begriff stehe, böse Gedanken über Dich zu hegen. Ich beschwöre Dich, mir zu erlauben, daß ich Dein Haus besuche, daß ich in Deiner Welt lebe, daß ich Dich auch noch anderswo sehe, außer hier wo wir uns nur begegnen, um uns zu besitzeln. . . .“

„Um uns zu lieben,“ unterbrach sie ihn, zurücktretend

und das Köpfchen schüttelnd, „lästere nicht . . .“ Und in einen Lehnstuhl sinkend, hauchte sie: „Ach! so ist denn mein schöner Traum zerstört, jener Traum, den Du gleich mir hoch zu halten schienst. Der Traum, unsere Liebe allein genießen zu wollen, frei von jenen Zugeständnissen, welche Dir und mir Schauer einflößen . . .“

„Du willst also nicht gestatten, daß ich Dich besuche?“

„Du verlangst von mir den Tod unseres Glückes,“ rief Susanne aus. „Zartfühlend und empfindlich, wie Du bist, wirst Du es nicht ertragen, offen mit mir zu verkehren. Alles wird Dich verletzen . . . Du kennst die Welt nicht, in der ich zu leben gezwungen bin, und ahnst nicht, wie wenig Du geschaffen bist, Dich in ihrem Bannkreis wohl zu fühlen. Du wirst mich verantwortlich machen wollen für Deine Enttäuschungen. Entsage Deinem verhängnißvollen Wunsch, mein Lieb, entsage ihm, ich beschwöre Dich! . . .“

„Was willst Du vor mir verbergen?“ fragte der junge Mann, der sie abermals fest in's Auge faßte. Er wußte nicht, daß Susanne nur einen bestimmten Zweck verfolgte, indem sie so mit ihm sprach, nämlich: daß er ihr den Grund eingestehen möge, wegen dessen er ihre Beziehungen ändern wollte. Es mußte derselbe Grund sein, welcher ihn lezthin verstimmt, derselbe, der ihn dann plötzlich zu Frau Komof geführt. Sie mißverstand René's fragenden Tonfall nicht und antwortete mit der gebrochenen Stimme eines Opfers, das ungerecht gerichtet wird:

„Wie Du nur so mit mir sprechen kannst, . . . René . . . Du! . . . Doch nein, Jemand hat Dein Herz vergiftet . . . Du kannst unmöglich selbst auf ähnliche Gedanken kommen . . . Besuche mich nur, mein Freund, thue es, so oft Du willst . . . Ich sollte etwas vor Dir zu verbergen haben, ich, die lieber sterben möchte als Dich belügen! . . .“

„Warum hast Du mich denn lezthin belogen?“ rief René, von der Verzweiflung besiegt, welche er in ihren schönen Augen zu lesen glaubte. Er war durch den Antrag, welchen sie ihm eben gestellt, entwaffnet, außer Stande, länger das Geheimniß, das ihn drückte, zu verschweigen; er empfand das lebhafteste Bedürfniß, seine Leiden in Worte zu kleiden, ein Bedürfniß, das im Widerstreit mit einer Frau dem Beugen des Nackens unter das Beil gleichkommt.

„Ich hätte Dich belogen! . . .“ antwortete Susanne.

„Ja, als Du mich versichert, daß Du mit Deinem Mann allein das Theater besuchen würdest!“

„Ich bin ja in der That dahin gegangen . . .“

„Auch ich,“ unterbrach sie René, „es war jedoch noch Jemand in der Loge.“

„Desforges!“ bemerkte Susanne; „Du bist eben krankhaft erregt, mein René, ja krankhaft . . . Er ist im Zwischenakt zu uns auf Besuch gekommen und mein Mann hat ihn bis zum Ende zurück gehalten. Desforges!“ fuhr sie lächelnd fort, „das ist ja gar Niemand . . . Ich habe nicht einmal daran gedacht, Dir von ihm zu sprechen . . . Du kannst doch unmöglich ernstlich eifersüchtig sein auf — Desforges . . .“

„Du warst auch so heiter, schienst so glücklich,“ erwiderte René, etwas beruhigter.

„Undankbarer,“ sagte sie, „wenn Du hättest in meinem Herzen lesen können! Eben diese ewige Verstellung macht ja das Unglück meines Lebens aus, und Du, Du wirfst mir dieselbe vor! Nein, René, das ist zu hart! Zu ungerecht von Dir! . . .“

„Verzeihung! Verzeihung!“ rief der junge Mann aus, welcher durch die täuschend natürliche Haltung seiner Geliebten überwältigt worden war. „Du hast richtig errathen, Jemand hat mein Herz vergiftet, diese Colette war es . . . Wie recht Du hattest, Claude zu misstrauen!“

„Ich habe ihm nicht gestattet, mir den Hof zu machen,“ sagte Susanne, „das verzeiht ein Mann niemals.“

„Der Glende!“ bemerkte der Dichter heftig, und als wollte er sich seiner Qualen entledigen, indem er sie verrieth, fuhr er fort: „Er wußte um meine Liebe zu Dir. Wieso? Weil ich das einzige Mal, da ich ihm von Dir sprach, links und verlegen war . . . Er kennt mich ja so gut! . . . Er hat dies und eine Menge größter Schändlichkeiten seiner Geliebten mitgetheilt . . . Ich vermag es nicht, dieselben auch nur zu wiederholen.“

„Wiederhole sie, mein Freund, ich bitte Dich darum,“ drang Susanne in ihn. Auf ihrem Antlitz spiegelte sich im Augenblick das ergebene Lächeln der dem Tod trohenden Unschuld; sie fuhr fort: „Man hat Dir wahrscheinlich gesagt, daß ich vor Dir andere Liebhaber gehabt?“

„Ach! wenn es nur das wäre,“ meinte René.

„Mein Gott, was sonst?“ fragte sie entsetzt. „Was immer man Dir gesagt, es ist mir gleichgültig, mein René, aber wie konntest Du es — glauben? . . . Nun aber beichte Alles, befreie Dein Herz. Ich habe doch das Recht, es zu verlangen.“

„Das ist richtig,“ antwortete der junge Mann, und beschämt, als wäre er der Schuldige, stammelte er die folgenden Worte: „Colette hat behauptet, durch Claude zu wissen, daß . . . Nein, ich kann es nicht über die Lippen bringen . . . nun denn, daß Desforges . . .“

„Schon wieder Desforges,“ unterbrach ihn Susanne mit sanftem, ironischen Lächeln, „das ist wirklich komisch.“

Sie wollte verhindern, daß René die Anklage, welche sie nunmehr ahnte, in Worte kleide. Sie wollte ihre Würde als Geliebte nicht einer ähnlichen Auseinandersetzung preisgeben.

„Man hat Dir zweifellos mitgetheilt, daß Desforges mein Liebhaber gewesen, daß er es noch sei . . . Das ist einfach zu possirlich, um niederträchtig zu sein. Armer alter Freund, der mich so, so klein gekannt! . . . Er pflegte meinen Vater zu besuchen. Er hat mich heranwachsen sehen. Er liebt mich wie eine Tochter. Und dieser Mann sollte . . . Nein, schwöre mir, René, daß Du es niemals geglaubt . . . Wo- durch hätte ich dieses Urtheil verdient? . . .“
